

Meine erste Klientin.

Kriminalgeschichte von Hugh Ambler.

Wie alle Anfänger, wartete auch ich mit Herzlopfen auf den ersten Klienten. Die blühende Tafel an meiner Thür besagte, daß ich nur von zehn Uhr Morgens bis fünf Uhr Nachmittags zu sprechen sei. Natürlich machte ich auch ganz gerne Ausnahmen, was um so leichter war, als mein Bureau neben meiner Privatwohnung lag. Und merkwürdig: meine erste Klientin, die mich fast zum Mitschuldigen eines schändlichen Betruges gemacht hätte, suchte mich nach meinen Bureaustunden auf.

Ich saß gerade beim Nachmittags-tee, als mein Diener mir meldete, daß eine Dame mich sofort zu sprechen wünschte. Ich stürzte das heiße Getränk hinunter und eilte in mein Bureau hinüber. Bei meinem Eintritt erhob sich eine dunkel gekleidete, tief verschleierte Dame. Ich bat sie, Platz zu behalten und fragte, womit ich ihr dienen könne.

Sie schien sehr nervös und blickte unruhig im Zimmer umher, als ob sie fürchtete, wir könnten nicht allein sein. Erst als ich sie darüber beruhigte und sie noch einmal bat, Platz zu nehmen, that sie's, aber in einer hastigen, verlegenen Weise, die mir bewies, daß ich es nicht mit einer Dame zuthun hatte. Sie war elegant gekleidet, der dicke Schleier verdeckte jedoch ihre Züge und ich konnte nur an den Seiten leicht ergrautes Haar sehen.

„Ich glaube, es wird am besten sein, wenn ich Ihnen sogleich sage, wer ich bin“, begann sie endlich. „Ich bin Fräulein Howard, wohne auf dem Graham Square und möchte, daß Sie so bald als möglich mein Testament aufsehen.“

„Ah!“ entfuhr es mir wider Willen. Ich hatte das alte Fräulein zwar nie gesehen, aber dem Namen nach kannte ich es sehr gut, da die bösen Jungen der Nachbarschaft sich in letzter Zeit viel mit ihr beschäftigt hatten. Es hieß allgemein, daß Miß Howard sehr reich sei, seit fünf Jahren vollständig zurückgezogen leben und von ihren Verwandten nichts wissen wolle. Warum und weshalb, darüber kursierten die abenteuerlichsten und widersprechendsten Gerüchte. Ich freute mich natürlich im Stillen, das Testament der eccentricen alten Dame aufsehen zu sollen, griff nach Papier und Feder und fragte, welche besonderen Wünsche sie in Bezug auf die Verteilung ihres Vermögens habe.

„Ich wünsche bloß, daß mein ganzes Vermögen auf Herrn David Simpson, Stafford-Street 33, übergehe. Ich war nie verheiratet und ich bitte Sie, meinen letzten Willen so abzufassen, daß nach meinem Tode kein Verwandter seine Rechte geltend machen kann. Ich wünsche, David Simpson zu meinem alleinigen Erben einzusetzen, errenne Sie zu meinem Testamentvollstrecker und bitte Sie, dafür zu sorgen, daß mein Wille erfüllt werde.“

„Wann wünschen Sie das Testament zu unterschreiben?“ fragte ich, nachdem ich mir die nöthigen Bemerkungen gemacht hatte.

„Je eher, je lieber! Am liebsten würde ich schon morgen Abend wieder hierher kommen, um die Sache zu erledigen. Es wäre mir sehr angenehm, wenn Sie veranlassen könnten, daß ein Arzt als Zeuge dabei ist, wenn ich das Dokument unterschreibe, damit später keinerlei Einwendungen gegen meine geistige Zurechnungsfähigkeit erhoben werden können.“

„Sehr wohl, gnädiges Fräulein. Ich erwarte Sie also morgen Abend um dieselbe Stunde, und ich werde dafür sorgen, daß ein Arzt zugegen ist. Haben Sie sonst keinerlei Wünsche bezüglich des Testaments?“

„Nein! Nur fassen Sie es, wie besagt, gefälligst so ab, daß kein Verwandter Erbsprüche geltend machen kann.“

Ich begleitete sie zu ihrem Wagen und bemerkte auf dem Wege dahin, daß sie mit dem linken Fuß ein wenig hinkte. Am folgenden Abend traf sie pünktlich ein. Sie setzte ihren Namen klar und deutlich unter das Dokument. Mein Schreiber und ein mir befreundeter junger Arzt, der dem Testament ein Gesundheitszeugnis beifügte, unterzeichneten es als Zeugen. In Gegenwart aller drei legte ich es in meinen Sicherheitsschrank.

Eine Woche später wurde ich eines Morgens durch David Simpson benachrichtigt, daß Fräulein Howard gestorben sei. Ich begab mich selbstverständlich sofort in das Trauerhaus, erledigte alle für einen Advokaten und Testamentvollstrecker nöthigen Schritte, überzeuge mich von der Richtigkeit des Todtenzeichens u. s. w. Nach dem Begräbniß hatte ich eine Zusammenkunft mit Simpson und erklärte diesem, daß er Universalerbe und ich Testamentvollstrecker sei. Er nahm die Mitteilung sehr kühl auf und wünschte nur, die Geschichte so rasch als möglich erledigt zu wissen, da er nicht gerne mit den Gerichten zu thun habe. Unsere Unterredung war sehr

kurz und der Mann mißfiel mir gründlich.

Theils um meinen Pflichten als Testamentvollstrecker nachzukommen, theils von Neugier befeuert, die enterbten Verwandten meiner Klientin kennen zu lernen, ließ ich die Todesanzeige in die verbreitetsten Blätter des Landes einrüden. Schon nach wenigen Tagen meldete sich bei mir ein junger Mann, Edward Howard, der Nefffe der Verstorbenen. Die Nachricht vom Tode seiner Tante schien ihm weit näher zu geben als die Thatsache seiner Enterbung. Er erzählte mir, daß er vor fünf Jahren gegen den Willen der alten Dame geheiratet habe, daß diese sich geweigert, seine Frau anzuerkennen, und alle seine Briefe unbeantwortet gelassen habe. Er dankte mir höflich für meine Mittheilungen und erklärte, daß er mich, falls ich es gestatte, bald wieder besuchen wolle, da er demnächst in London einen Posten, den man ihm angeboten, anzutreten gedenke.

Wieder vergingen einige Monate und ich hätte beinahe die ganze Geschichte vergessen, als ich auf eigenhändige Art daran erinnert wurde. Eines Abends erregte auf einem Spaziergange eine eilig an mir vorübergehende Dame meine Aufmerksamkeit. Sie war dunkel gekleidet, dicht verschleiert und hinkte ein wenig mit dem linken Fuß. Zum Teufel, stehen denn die Todten auf? Das war ja Fräulein Howard, wie sie lebte und lebte! Ein unbestimmter Verdacht regte sich in mir, und ich beschloß, der Dame zu folgen, um zu erfahren, wo sie hingebte.

Ich drückte meinen Hut tief in die Stirn, zog meinen Rockfalten in die Höhe und ging durch mehrere Straßen dicht hinter ihr her, bis wir ein Wirthshaus erreichten, in das sie schleunigst eintrat. Ich war ihr so dicht auf dem Fuße gefolgt, daß ich die Antwort vernahm, die ihr ein Kellner auf ihre Frage ertheilte:

„Die Herren sind auf Nummer 13.“

Sie verschwand in der besagten Hinterstube.

„Kann ich No. 12 haben?“ wandte ich mich an den Stellner. „Ich habe einige Freunde herbestellt.“

„Bitte, hier einzutreten. Womit kann ich sonst dienen?“

„Bringen Sie mir einsteuerten zwei Flaschen Porter.“

Nachdem der Kellner das Gewünschte gebracht und sich wieder entfernt hatte, sah ich mich in dem Zimmer um. Es war nur durch eine niedrige dünne Holzwand von No. 13 getrennt, so daß ich, blickt vor ihr stehend, bequem die drüben im Hüftstertor geführten Gespräche hören konnte. Ich unterscheid deutlich die Stimmen von zwei Männern und einer Frau. Die der letzteren gehörte, wenn mich nicht ein böser Spuk täuschte, unzweifelhaft meiner verstorbenen Klientin an, deren Testament ich vor kaum einem Jahre aufgesetzt hatte. Die Stimme des einen Mannes mußte ich als die Simpson's erkennen, die des zweiten war mir vollständig fremd.

„Ich habe Euch doch gesagt, daß Sinclair der richtige Mann für so was ist. Junge Advokaten pflegen nie lästige Fragen zu stellen. Sie sind froh, einen zughalenden Klienten zu bekommen“, flüsterle die fremde Stimme.

Ich horchte auf. Sinclair — das war ja ich; woher kannte der Mann meinen Namen?

„Das ist Alles ganz recht“, entgegnete Simpson. „Die Frage ist nun aber, wie wir es veranlassen, ihn zur raschen Realisirung der Hinterlassenschaft zu bewegen, ohne seinen Verdacht zu erregen? Je schneller wir uns aus dem Staube machen, desto besser wird es für uns sein. Vor Allem aber müssen wir trachten, die Aste da aus dem Wege zu schaffen, ehe man sie erkennt. Sie hat sich bisher verdeckt gehalten, aber nun hat sie's satt. Nicht wahr, Alte?“

„Und ob! Ich möchte am liebsten sofort von der Bildfläche verschwinden, denn mir ahnt nicht Gutes. Ich wollte, Du hättest das Testament unserer Herrin nicht verbrannt und Dich mit der Hälfte der Erbschaft begnügt, und die andere Hälfte Herrn Eduard überlassen, wie sie es gewünscht. Ich wundere mich oft, daß sie nicht aus ihrem Grabe steigt, um uns zu verrathen.“

„Verschon' uns jetzt mit Deinen Jermiaden — wir haben Wichtigeres zu besprechen. Ich habe eine Idee —“

Er dampfte seine Stimme so tief herab, daß ich nichts mehr verstehen konnte. Ich hatte aber genug gehört, um zu wissen, daß das Kleeblatt da drinnen zu den abgeheimtesten Schwestern zählte, die mir bis dahin begegnet waren, und daß sie mich, freilich ohne mein Wissen, zum Hauptfaktor ihrer Schändlichkeiten gemacht hatten.

Mein erster Gedanke war, die Briefe auf No. 13 einzusperrn und auf die Polizei zu eilen. Aber das hätte Alarm erregt und sie wären mir am Ende noch entwischt. Ich zog es daher vor, mich leise hinaus zu schleichen, um den ersten besten Polizeimann von der Gasse zu holen. Ich hatte Glück. Der erste Mensch, dem ich draußen begegnete, war ein mir be-

kannter Detektiv. Ich erzählte ihm rasch das Nöthigste, er pfiß einen Polizeimann herbei, den er an der Wirthshaus Thür postirte, und wuschelte einige Worte mit dem Wirth, der ihn bat, im Interesse des Hauses so ruhig wie möglich vorzugehen.

„Das werde ich schon in unserem eigenen Interesse thun, damit uns die sauberen Vögel nicht noch in letzter Minute ausreißten.“

Eine halbe Stunde später befand sich das Trio hinter Schloß und Kiegel. Noch vor der Schlußverhandlung kam die ganze Geschichte an den Tag. Die Frau, die mich als Fräulein Howard aufgesucht und das Testament unterschrieben hatte, war die Hausbäuerin der Verstorbenen und die Mutter Simpson's, des Universalerben. Der Dritte im Bunde war ein Wirteladvokat, der den ganzen Plan ausgeheckt hatte. Dieser wäre dadurch, daß Fräulein Howard sich in ihren letzten Lebensjahren vollständig von der Welt zurückgezogen hatte, das Bett hütete und nur ihre Hausbäuerin und deren Sohn, der ihr Faktotum gewesen, um sich bildete, sowie durch meine eigene Unerschaffenheit beinahe gelungen. Die Gefangenen wurden zu mehrjähriger Kerkerstrafe verurtheilt, und ich hatte das Vergnügen, die Hinterlassenschaft Edward Howard, dem rechtmäßigen Erben, übermitteln zu dürfen, der mich, trotzdem ich ihn fast um sie gebracht hatte, zu seinem Rechtsvertreter machte.

Es zeigte sich, daß die Erbschaft viel größer war, als wir anfangs dachten, denn eine Anzahl Liegenschaften, die auf den Namen Simpson eingetragen waren, gehörten tatsächlich Fräulein Howard. Der Schurke hatte die Dame jahrelang an allen Ecken und Enden betrogen, und es gelang mir, dies nachzuweisen. Der sensationelle Prozeß und die Verwaltung des großen Howard'schen Vermögens verfaßten mir bald zu Ansehen und Namen. Ich bin seither ein gesuchter Advokat und habe viele gute Klienten; aber wenn ich es recht bedenke, war meine erste Klientin doch die Beste, denn sie hat mir auf die Beine geholfen und mich überbies Vorwärts gelehrt, die wichtigste Eigenschaft eines Advokaten.

Verpielt.

Von J. J. o b f.

Cramer's Boot war den ganzen Tag auf See gewesen. Reiche Beute trug es heim, als es seinen Bug wendete und seinen Kurs auf die heimathliche Küste nahm. Der alte Fischer Cramer hätte seine Freude daran gehabt, wenn er noch seinen Platz am Steuer eingenommen hätte. Nun hatte er einem andern Jähmling folgen müssen über den breiten, buntem Strom in ein unbekanntes Land.

Fischer Cramer war tot und gestern begraben worden. Die im Boot saßen, waren seine beiden Söhne Dirk und Hay. Sie starrten schweigend geradeaus auf die See und hatten kaum einen Blick geschweige denn ein Wort für einander. Stand das Sterben des Vaters zwischen ihnen gleich einem Todtegespenst? Es war ja eine unheimliche Sache gewesen, es mitanzusehen, wie das trügliche Mannesleben in drei Tagen erlosch, das bis dahin noch so stark und selbstbewußt seinen Platz in der kleinen Gemeinde des Fischerdorfes ausgefüllt hatte.

Nein, das Sterben des Vaters war es nicht, das zwischen den Brüdern stand, sondern sein Wille. Cramer hatte dafür gefordert, daß sein letzter Wille seinen Tod überbaute. Das Haus und das Boot erbte Hay, sein Jüngster, der seinem Herzen immer der nächste gewesen war. Dirk wurde mit einer kleinen Summe abgefunden und konnte wieder Heuer auf einem der großen Handelsschiffe nehmen wie bisher.

„Wenn willst furt?“ fragte Hay vom Steuer her, als Dirk sich an dem Fischbehälter in seiner Nähe zu thun machte.

„Durt' Dei woll gesch tau lang?“ Das blaue Auge Dirks fuhr mit einem sengenden Strahl über den Bruder hin, der nur einen lauernden Blick zur Antwort hatte, der von bösem Gewissen sprach.

„Leber den beiden, die unter demselben Mutterherzen gelegen hatten, und die sich doch so ungleich waren, wie Tag und Nacht, sang der laue Westwind sein Lied und ließ die Tagelager knattern und rauschen. Die breiten Wellen liefen hinter dem Riel her, sie hoben und schoben das Boot eilends vorwärts und waren doch immer noch schneller als dieses. In raschem Gleiten folgte eine der anderen ohne Erbe, unabsehbar in ihrer schwellenden Fülle. Alles ringsum war Leben und Bewegung, nur zwischen den beiden Männern, die in der Vorkast ihres jungen Daseins standen, herrschte Stille, troziges Schweigen. Wenn Auge in Auge traf und das von Hay schen zur Seite wich, spürte man es, es war noch ein dritter im Boot, es stand am Bug ein grauges Gesicht und wartete nur darauf, zuzupaden.“

Dirk fühlte wohl, was ihm im Rücken lag und ihm mit höherer Stimme in die Ohren flüsterle: Man nahm dir das Haus, man nahm dir das Boot, man will dir auch noch dein Mädchen rauben, die blonde Lena. Wie konnte sie küßen, als du das letzte Mal in der

Heimath warst. Schluchzend hing sie dir am Hals, die blonde, schöne Dirn umschlang dich mit ihren starken Armen, als könnte sie dich nicht lassen. Mund lag auf Mund und Brust an Brust. Es galt für drei Jahre Abschied zu nehmen. Nun kamst du heim, gerade zur Zeit, um den Vater zu beerdigen. Das Haus, das Boot wäre dein gewesen vor Geseh und Recht, du hättest Lena an deinen Herd führen können, als dein Weib, und nun?

Dirks Brust hob und senkte sich in schweren Athemzügen, in den Schläfen klopfte das heiße, lebendige Blut, als wollte es die Aern sprengen. Die Stimme sprach weiter: Der Erbschleicher da vor dir hat die Zeit recht genügt. Erst der Vater! Es war ihm ein Leichtes, bösen Argwohn in dessen Herz zu streuen und ihm zuzuflüstern, du wartest nur auf seinen Tod, denn du könntest es nicht erwarten, die Lena zu freien. Du wartest fern, er war immer um ihn. Was du wolltest, wollte auch er. In seinem falschen Herzen glühte die Leidenschaft für das selbe Weib. Hatte er erst Haus und Boot, so war das Mädchen auch sein. Lenas Vater hat eine harte Hand, und sie selber ist viel zu klug, um nicht zu sehen, auf welcher Seite der Vortheil lag. Nun hat Hay alles, was dein war: Haus, Boot und die Lena. Du kannst wieder wandern.

Dirk sprang auf, er wollte die raunende Stimme nicht mehr hören. Er schüttelte die mächtigen Glieder und drückte den Südwester noch tiefer in die Stirn, als wollte er das verhasste Gesicht ihm gegenüber nicht mehr sehen.

„Sprechen mußte er. Das Schweigen peinigte ihn bis aufs Blut. Darum war er doch nur hinausgefahren, er wollte den Bruder fragen — fragen.“

Ja, wozu denn fragen, da er doch alles wußte. Und doch, er ersuchte darin. Es wußte heraus, was da brinnen lag an Jörn über die Niedertracht des Brubers.

Du hebst mi fragt, wenn id furt will, Hay? stieß Dirk plötzlich so unvermittelt mit heiserer Stimme hervor, daß Hay zusammenfuhr. Wenn ich mit Lena einig bün. Ja, gah nich ahn ehl!

De Lena? fragte Hay zurück und war zu feige, die Wahrheit einzugestehen.

Wir sind doch einig, seit id dat legt Mal hier wesen bün.

So! Heft eht denn schon fragt?

Ja, heft anners tau dauhn hätt die acht Daß, dat id hier bün.

In drei Jahren kann sit bel ännern. Dat heft id markt. Abers de Dirn is min, dat du't weißt.

Wenn si di noch will! Ein häßliches Aufsteigen begleitete die höhnische Antwort Hays. In den Wern Dirks brauste das Blut, vor den Augen wurde es dunkel und er hob die Fäuste an die Schläfe, als ob er sich gewaltsam zur Ruhe zwingen wollte. Wen will sei denn?

Hay schwieg, er duckte sich ordentlich vor dem flammenden Auge des Brubers.

Nich mal den Laub heft, die eigenen Sechsigkeiten intausgeschah. Wer war gisteren tau Nachts noch bei de Lena? Wer heit mit eht flüstert un taresirt?

Wenn du't weilt, woriim fragtst noch?

Glöwst du, id hat mi wie'n Hun up Sid stöten? Hus un Boot heft mi nahmen, abers de Lena is min. Ja, wart sei woll höden vör di un vör eht Wadder.

Hay lachte höhnisch auf: Lenas Wadder! Frag de Lena süllost, sei ward bi seggen, dat sei min Brut is. De Lena is klaut. En Mann mit Hus un Boot is eht lewer, als en Schipper mit fiobunnert Mart. Beim Tännen wart das Hart Holt un vör der Tid olt.

Dirk sah nicht mehr und hörte nichts mehr. Der offene Hofn traf ihn mitten ins Herz.

Schrie jemand hinter ihm so gelend auf oder war er's selbst? Bevor Hay es sich verhas, padten ihm die Fäuste des Brubers, der mit wilhem Reudchen in sein Ohr schrie: Wöhr di, einer von uns beiden mit da runner.

Ein furchtbarer Kampf begann. Sie waren beide stark und in harter Arbeit geübt. Hin und her taumelten sie, und das Boot war das Spiel des Windes, der auch so merkwürdig unset in der Luft herumfuhr, als hätte er Umschau nach einem drohenden Feinde. Von Zeit zu Zeit standen die kämpfenden Brust an Brust und holten leuchtend den schlendenden Athem aus ihr hervor, während sie sich mit blutunterlaufenen Augen anstierten. Dann begann das Ringen von neuem. Jetzt drängte Hay mit einem nicht mehr menschlichen Ausschrei den Bruder hart an den Bootsrand und in der rechten Hand schwang er das heimlich geöffnete Messer zum todbringenden Stoß.

Wöhr! schrie Dirk auf und versuchte der zustoßenden Hand zu Lehren.

Da kam ein Stärkerer als er, er fuhr über die Meere in gewaltigem Jörn. Der Westwind sprang um nach Nordost, und die gelende Stimme des erwachten Niesen erfüllte die Wasserweite und schrie so furchtbar gen Himmel auf, als wollte er zum Ankläger des Brudermordes werden.

Da schie es von neuem auf, und ein zweiter Stoß setzte in wilhem Ra-

sen über das Meer und padte das Boot, daß das halb gereifte Segel tief ins Wasser tauchte. Es war keine Zeit zu verlieren. Schon traf das scharfe Weil den Mast. Dirk athmete hoch auf, als er ihn fallen sah und das Boot wieder seiner Führung gehorchte.

Die Wellen wurden zu Wasserbergen, und das Boot inmitten, ein Nichts im Wogenbrand und Sturmesblasen. Dirk hielt das Steuer mit eiserner Hand, bis es zerbrach. Hay versuchte das Wasser auszuschöpfen, das mit jedem neuen Wecher, der über sie dahin ging, das Boot wieder füllte.

Der Sturm wurde zum Orkan, er ließ alle Register tönen von Grundbaß an bis zu den gellenden Pfeifen. Es war, als ob die Hölle losgelassen sei, die ihnen verfallenen Seelen mit Triumphegeul in Empfang zu nehmen.

Der Tod sah mit im Boote, das Spiel war aus. Was galt den Brüdern in diesen Stunden noch Haus und Boot, oder die blonde, starke Dirne, die ihrer heider Liebe besah. Sie klammerten sich mit aller Kraft an das Leben und versuchten sich aus der schweren Noth zu retten.

Dirk band sich mit Striden an das Holzwerk, um nicht über Bord gespült zu werden, bevor die Brandung der Rüste erreicht war. Dort gedachte er sich den schäumenden Wassern anzuvertrauen. Vielleicht waren sie barmherzig und brachten ihn an's Land.

Hay wollte seinem Beispiel folgen, doch noch bevor er den Strid zum festen Knoten verschlang, wuchs hinter seinem Rücken das Meer riesengroß, als ob die Wasser an den Himmel reichen wollten. Ein einziger Todeschrei mächte sich mit dem Geföle der über dem Boot niederbrechenden Wuth. Sie verschlang Hay Cramer in ihren tiefen, gesträgigen Schlund.

Aus dem Wasserwirbel tauchte das Boot noch einmal an das Tageslicht empor, es war gefüllt bis zum Rande. Die Wuth des treibenden Sturmes hielt es noch kurze Zeit über Wasser. Dirk sah, er mußte den Augenblick nutzen. Er löste die Strade, aber nur um sie von neuem um einige Bretter, die im Boote schwammen, und seinen Körper zu schlingen. Noch einen Blick zur nahen Küste werfend, glitt er vom Bootsrand in die tockende, brausende See.

Sie nahm ihn an ihre Brust und trug ihn sicher der Heimath zu. Bewußtlos, halb ersticht, wurde er unweit seines Dorfes auf den Strand geschleudert, den die ungeheure Sturmfluth meilenweit überschwemmt hatte.

Die Morgenröthe weckte ihn, denn eben so jählings, wie der Orkan eingeseht hatte, ließ er nach mit seines Curmes Bewußtsein. Nach und nach kam Dirk das Bewußtsein wieder, er rührte die erkarrten Glieder und schleppte sich der Heimath zu. Im Herzen lag das Graufen über das, was hinter ihm lag.

Es sollte ihn lange nicht verlassen. Das Fischerdorf, das er suchte, war nicht mehr da. Der Außenbeich war abbrochen, die See brauste über den Trümmern der Häuser, unter denen auch sein Vaterhaus war, das nunmehr nach Geseh und Recht ihm gehörte. Das Boot war zerstückelt, nichts nannte er mehr sein eigen.

Doch die Eine war jetzt unbestritten sein — Lena, die ihn für Haus und Boot aufgegeben hatte. Ein Haus ließ sich ja wieder aufbauen und ein Boot kaufen. Er hatte es ja dazu, nun er auch seines Brubers Erbe war. Ein Zittern flog durch die Glieder des Erschöpften bei diesem Gedanken, aber mechanisch setzte er den Marsch fort. Mehr taumelnd als gehend gelangte er zum Ziel.

Auf dem Binnenbeich traf er die geflüchteten Bewohner des Fischerdorfes, die nur ihr nacktes Leben getretet hatten. Der zweite Deich hatte gehalten, der die Wiesen, das Aderland schützte. So sah man voller Dank zur Sonne empor und beobachtete voller Spannung die rasch fallenden Wasser.

Dirk Cramer, den man ertrunken glaubte, wurde mit aufgeregten Worten begrüßt. Er sollte erzählen. Er aber griff nach der ihm gebotenen Branntweinflasche und that einen tiefen Zug; das stärkte und erwärmte die erkarrten Glieder.

Er redete seine mächtige Gestalt und fragte nach Lena, die bei seinem Namen sich eiligst hinter den anderen Weibern verdeckt. Nun stand er vor ihr und blickte sie verächtlich an, wählend er sagte: Ich woll' Di man bloß seggen, de Hay is dot. Hus un Boot un min Bruder wiren Di lewer als id. Ja kann Dir nicht mißer dorkau verhehlen, als is unnergahn. Von 'ner Dirn, die irst den einen un dann den annern sin Brut was, will id niz mir do weiten. Doför bün id tau gaut. Du mößt Di schonst nach'n annern umsehn, mit mi heft Du verspert!

Dirk Cramer wandte sich von dem todtschlaffen Mädchen, erwiderte kein Wort mehr auf die vielen Fragen und ging davon. Die Heimath sah ihn nicht mehr wieder.

Die Kollegen.

Schneider (zu einem Abschriststeller): „Herr Kollege, wann wollen Sie mit den genendeten Rod bezahlen?“ Dichterling: „Was fällt Ihnen denn ein, mich 'hren Kollegen zu nennen?“ Schneider: „Ich verwendet genendete Stoffe und Sie verwendeten verwendete Stoffe!“

Wie Kinder Fische laugen.

Die große Aufmerksamkeit, mit der die Kinder im Freien „was treucht und steucht“ beachten und betrachten, ist allgemein bekannt. Die Kinder der Großstadt haben allerdings selten Gelegenheit, in der freien Natur sich anzufressen, und so gelangen sie nie mit ihr auf einen so vertrauten Fuß, wie die Dorf- und Kleinstadtkinder, die unerschöpflich ist in allerlei primitiven Fangmethoden, mittelst deren sie ihre Beute erjagt. Zwei Fischfangarten norddeutscher Schulknaben sind wie folgt:

Wenn im Frühjahr die Seen und andere Gewässer über die Ufer treten und die Wiesen unter Wasser setzen, dann wandern auch die Fische zum Theil in die Wiesengraben und häufig kann man dann hier spannenlange junge Hechte beobachten, die waagrecht ruhig im Wasser „heben“ und bewegungslos von der geringen Strömung sich treiben lassen. Die Fischfänger von der Schulbank nehmen dann Getreidehalme, formen aus dem bünnen Ende eine einfache Schlinge, die sich beim Anziehen von selbst schließt, und stellen sich so benahtet breitbeinig über die Graben. Die leicht geöffnete Schlinge wird in ausreichender Entfernung von einem der langsam herantreibenden Hechte vorsichtig in das Wasser gesenkt und unbeweglich in richtiger Höhe festgehalten. Der Hecht treibt ahnungslos hinein und sobald er die Schlinge bis zu etwa einem Drittel passirt hat, zieht der junge Fischer die durch das Wasser geschmeidig gewordene Schlinge mit einem Ruck an und schleudert die Beute auf den Strand.

Origineller noch ist die sehr einfache Art, wie Schulknaben bei Schwimmende Stacheln fangen. Sie arbeiten zu Zweien. Der eine Junge hält einen Bindfaden mit dem einen Ende in's Wasser und die ebenso neugierigen wie gefräßigen Thierchen schnappen auch sehr bald zu. In diesem Augenblick wird der Bindfaden aus dem Wasser gezogen. Der Stachel erkennt die Täuschung und läßt los. Ehe er aber sein Element erreicht, hat der zweite Jäger seine Wäuge zwischen ihn und das Wasser gebracht.

Schillers Ahnen.

Schillers Vorfahren lassen sich nach den Forschungen des württembergischen Oberleutnants Schiller bis zum Jahre 1550 zurückführen. Der genannte Angehörige der Gesamtfamilie Schiller hat in elfjähriger Arbeit ein großes Schiller'sches Familienbuch mit 40 Stammbäumen und vielen Tausenden von Mitgliedern dieses Namens zusammengestellt und damit ein Werk geschaffen, das auf dem Wege der Subskription durch Vermittlung des Verlags von Julius Hoffmann-Stuttgart allgemein zugänglich gemacht werden soll. Wie der Schwab. Merkur in einem Artikel ausführlich, haben die Nachforschungen über Schillers Vorfahren manches Merkwürdige ergeben, wobei es auffallen muß, wie wenig Interesse bisher dem Stammbaume des Dichters entgegengebracht wurde. Nach dem bisherigen Stande des Wissens war ein Stephan Schiller, Bürger und Einwohner in Reustadt bei Waiblingen, der älteste Vorfahre des Dichters; nun aber entbedete Oberleutnant Schiller, daß dieser Stephan Schiller in das Remsthal als die noch ältere Heimath der Familie Schiller zurückweise, und zwar in die alten und staatlichen Gemeinden Grundbach und Heppach, so daß Gustav Schwab mit seinen Forschungen, die er vielleicht auf Grund mündlicher Ueberlieferungen aber Familie machte, auf ganz richtiger Spur gewesen war, nur daß er den Stammbaum falsch zusammengestellt. Auf jeden Fall ist die Familie Schiller eine alte württembergische Stammfamilie. Auch die Vermuthung, worauf bereits namhafte Genealogen aufmerksam gemacht haben, daß die Familie des Dichters mit der Familie Schiller v. Herberden oder Herberden zusammenhänge, gewinnt durch die neueren Forschungen an Wahrscheinlichkeit. Der älteste Vorfahre des Dichters, der sich in Grundbach zwischen 1490 und 1500 niederließ, stammt wahrscheinlich aus dem alten Städtchen Niedlingen a. d. Donau, wo schon 1477 ein Stephan Schiller, der also den in der Familie Schiller öfter vorkommenden Vornamen trug, Bürgermeister war, und von wo auch die Schiller v. Herberden ihren Ursprung haben.

Wie sagt man Deutsch für Telephon?

Viele Wörter giebt es schon Auf gut Deutsch für Telephon: Fernhinnsprecher, Löner, Singer, Curschauer, Säusler, Meientlinger, Plapperfaden, Klingklangflöze, Plaudertafel, Wörterblitz, Nebelbüchse, Plapperflänge, Plauderschur, selbst Plapperflänge, Langohr, Nah- und Fernsprecheiter, Sprachstrod, Blühsint, Klangerbreiter.

Bei der Soire.

„Ist denn das Reisen unter den Gans-Wilden wirklich so gefährlich, Mister Fowler?“

„Oh sehr, mit einem Fuße steht man immer im Kessel.“